

Joachim Heinzle

WOLFRAM VON ESCHENBACH

Dichter der ritterlichen Welt
Leben, Werke, Nachruhm



Joachim Heinzle

Wolfram von Eschenbach

Dichter der ritterlichen Welt
Leben, Werke, Nachruhm

Schwabe Verlag



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2019 Schwabe Verlag, Schwabe Verlagsgruppe AG, Basel, Schweiz
Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Das Werk einschließlich seiner Teile darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in keiner Form reproduziert oder elektronisch verarbeitet, vervielfältigt, zugänglich gemacht oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: icona basel gmbh, Basel

Layout: Schwabe Verlag, Berlin

Satz: Schwabe Verlag, Berlin

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN Printausgabe 978-3-7965-3955-8

ISBN eBook (PDF) 978-3-7965-4009-7

Das eBook ist seitenidentisch mit der gedruckten Ausgabe und erlaubt Volltextsuche.
Zudem sind Inhaltsverzeichnis und Überschriften verlinkt.

rights@schwabe.ch
www.schwabeverlag.ch

Wilhelm Kellermann
(1907–1980)
zum Gedächtnis

Inhalt

Erster Teil: Der historische Wolfram	1
1 Wolframs Leben	2
1.1 Zur Person: Herkunft, Stand, Bildung	2
1.2 Wegmarken	12
1.3 Bruchstücke einer Biographie	22
2 Wolframs Gönner	24
2.1 Hermann von Thüringen und die höfische Kultur	24
2.2 Grafen und Freiherren als Gönner	31
2.3 Eine Gönnerin?	32
3 Wolframs Kollegen	33
3.1 Gottfried, Hartmann und die Bücher	34
3.2 Veldeke und die Bedeutung der Rhetorik	42
3.3 Reinmar, Walther und die Kunst des Frauenlobs	45
Zweiter Teil: Die Lieder	49
1 Die Werbungslieder	50
1.1 Begehren und Entsagen: Lied III	50
1.2 Natur und Kunst: Lied VI	55
1.3 Umstrittene Autorschaft: Lieder VIII und IX	58
2 Die Tagelieder	59
2.1 Die Gattung	59
2.2 Das Wächterlied in Deutschland	63
2.3 Wolframs Kunst der Variation	65
3 Der Erzähler singt: Wolfram als Lyriker	78
Dritter Teil: Die Gralromane	81
1 Die Geschichten im Überblick	81
1.1 <i>Parzival</i>	81
1.2 <i>Titurel</i>	92
1.3 <i>Jüngerer Titurel</i>	93
2 Vom <i>Perceval</i> zum <i>Parzival</i> und <i>Titurel</i>	96
2.1 Quellen des <i>Parzival</i>	96
2.2 Arbeit an der Vorlage: <i>Parzival</i> und die Blutstropfen im Schnee	105
2.3 Das <i>Titurel</i> -Projekt	122

3	Glanz und Elend des Rittertums	130
3.1	Ordnungen der ritterlichen Welt	130
3.2	Liebe und Tod	138
3.3	Der Weg des Helden	144
Vierter Teil: <i>Willehalm</i>		171
1	Die Geschichten im Überblick	171
1.1	<i>Arabel</i>	171
1.2	<i>Willehalm</i>	173
1.3	<i>Rennewart</i>	181
2	Von <i>Aliscans</i> zum <i>Willehalm</i>	184
2.1	Wilhelm von Toulouse und Guillaume d'Orange	184
2.2	Zyklus und Einzelwerk	189
2.3	Zwischen den Gattungen	196
3	Christen und Heiden	201
3.1	Zweischau	201
3.2	Krieg der Welten	207
3.3	Brüder und Schwestern	213
Fünfter Teil: Der mythische Wolfram		219
1	Laienmund	219
2	Rollenspiele	221
2.1	Wolfram als Erzähler des <i>jüngeren Titurel</i>	221
2.2	Sängerkrieg	228
2.3	Wolfram als Erzähler des <i>Lohengrin</i>	234
3	Meistersinger	237
3.1	Wolfram als Sangspruchdichter	237
3.2	Meistersang und Wartburgkrieg	239
3.3	Der Eschenbacher Bilderzyklus	242
Epilog: Wolfram im Werk Richard Wagners		245
1	Mythos und Mittelalter bei Richard Wagner	246
2	Vom <i>Tannhäuser</i> zum <i>Parsifal</i>	248
2.1	<i>Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg</i>	248
2.2	<i>Lohengrin</i>	251
2.3	<i>Parsifal</i>	254
3	Das «Bühnenweihfestspiel»	256
3.1	Abriss der Handlung	256
3.2	Zur Konstruktion des Dramas	262
3.3	Religion und Kunst	270

Anhang	273
Anmerkungen	273
Nachweise zur Forschung	287
Abkürzungs- und Literaturverzeichnis	293
Register	297
Abbildungen	305

Erster Teil: Der historische Wolfram

Wolfram von Eschenbach, kein Zweifel, gehört zu den Großen der Weltliteratur. Sein Ruhm gründet sich auf den Roman vom Gralsucher Parzival, der dank Richard Wagners «Bühnenweihfestspiel» *Parsifal* eine feste Größe noch im Kulturbetrieb der Gegenwart ist. Weniger bekannt ist, dass Wolfram zwei weitere Romane verfasst hat, die er nicht vollenden konnte oder wollte: den *Titurel* – eine Art Vorgeschichte zum *Parzival* –, von dem zwei Bruchstücke erhalten sind, und den *Willehalm* – eine Bearbeitung eines französischen Heldengedichts –, der ein Torso geblieben ist. Und wer, außer den Fachleuten, kennt schon den bedeutenden Lyriker, der Wolfram auch war? Wir wollen versuchen, uns dem Werk, das vor achthundert Jahren geschaffen wurde, von außen, von den Umständen seiner Entstehung her, zu nähern. Wir fragen: nach der Person und den Lebensverhältnissen des Dichters; nach den gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen er gearbeitet hat; nach dem literarischen Umfeld, in dem er sich mit seiner Produktion bewegte.

Einige Vorbemerkungen zum Verständnis: Wenn von Romanen die Rede ist, denkt man spontan an Prosa-Texte. Die mittelalterlichen Romane, mit denen wir es im Folgenden zu tun haben, sind jedoch in Versen abgefasst. Die Standardform, wie Wolfram sie im *Parzival* und im *Willehalm* verwendet, ist die des fortlaufenden Reimpaarverses. Die Eingangszeilen des *Parzival* mit dem berühmten Elstern-Gleichnis mögen sie verdeutlichen (Pz. 1,1 ff.):

*Ist zwiuel herzen nâchgebûr,
daz muoz der sêle werden sûr.
gesmaehet unde gezieret
ist, swâ sich parrieret
unverzaget mannes muot,
als âgelstern varwe tuot.*

(«Wenn Zweifel nah beim Herzen wohnt, kann das für die Seele bitter werden. Schmach und Ehre sind beieinander, wo immer unverdrossenes männliches Streben sich mit seinem Gegenteil mischt, wie es die Farbe der Elster tut [deren Gefieder schwarz und weiß gescheckt ist].») Die Form ist denkbar simpel: Es sind fortlaufend je zwei aufeinander folgende Verse durch Endreim verbunden, und in jedem Vers sind vier Silben betont (*ist zwiuel hêrzen nâchgebûr, gesmâehet ûnde gezieret, als âgelstern vârwe tuot*). – Gewöhnungsbedürftig ist die Zählung der Verse im *Parzival* und im *Willehalm*. Sie wurde von Karl Lachmann, dem Herausgeber der ersten kritischen Ausgabe, eingeführt. Lachmann hat den Text der beiden Romane in Gruppen zu je dreißig Versen eingeteilt und die Verse jeder dieser Gruppen selbständig durchgezählt. So ergeben sich zweigliedrige Verszahlen, z. B. 1,1 (1. Dreißiger, 1. Vers) oder 300,25 (300. Dreißiger, 25. Vers). Markierungen (Klein-Initialen) in den Handschriften und die Teilbarkeit der Verszahlen deuten darauf hin, dass die Dreißiger-Gliederung alt ist. Sie geht entweder auf eine frühe Redaktion der Texte zurück oder sie stammt von Wolfram selbst. Was sie zu bedeuten hat, ist unklar. Möglicherweise hängt sie mit dem Layout der Ausgangshandschrift(en) oder mit der Arbeitstechnik Wolframs zusammen. – Lachmann hat im *Parzival* und im *Willehalm* zusätzlich kapitelartige Großabschnitte gebildet, die er «Bücher» nannte (sechzehn im *Parzival* und neun im *Willehalm*).

Dabei hat er sich an den Groß-Initialen orientiert, mit denen die Texte in den Handschriften untergliedert sind, ist aber keiner Handschrift durchgehend gefolgt. So wahrscheinlich es ist, dass in den Handschriften schon früh (vielleicht von Anfang an) Initialen gesetzt wurden, um größere Erzähleinheiten zu bezeichnen, so unwahrscheinlich ist es, dass Lachmann mit seiner Buchein teilung ein ursprüngliches System rekonstruieren konnte. Eine unverächtliche Orientierungshilfe bleibt sie allemal. – Die Romane waren primär für den Vortrag vor einem Kreis von Zuhörern bestimmt, haben von Anfang an aber auch Leser gefunden. Wenn es ums Publikum geht, müsste man daher von «Hörern und Lesern» sprechen. Wir ersparen uns die pedantisch-lästige Formel, sprechen von «Hörern» und setzen voraus, dass man sich die «Leser» jeweils dazu denkt. – Die Übersetzungen in diesem Buch sind so wörtlich gehalten, dass auch Leser, die des Mittelhochdeutschen und der anderen zitierten Sprachen nicht mächtig sind, in der Lage sein sollten, die Beziehung zwischen dem neuhochdeutschen Übersetzungstext und dem Originaltext herzustellen. Notwendige Erläuterungen stehen in eckigen, Ergänzungen in spitzen Klammern. – Schließlich zu den Endnoten: Sie enthalten nur Nachweise zu den Zitaten. Wer das Buch zusammenhängend lesen will, braucht sie nicht aufzusuchen.

1 Wolframs Leben

1.1 Zur Person: Herkunft, Stand, Bildung

SELBSTNENNUNGEN. – Am Anfang steht die ernüchternde Feststellung, dass es keine historische Quelle gibt, die Wolframs Existenz bezeugt, keine Urkunde, keine Chronik, keinen Brief – nichts. Wir haben, von den Äußerungen zeitgenössischer und jüngerer Dichterkollegen abgesehen, nur die Werke in der Hand. Sie verraten zunächst einmal, wie ihr Verfasser heißt. Viermal – dreimal im *Parzival* und einmal im *Willehalm* – tritt er mit seinem Namen hervor und äußert sich zu seiner Person und seinem Werk. Die erste dieser Nennungen findet sich am Übergang von der Geschichte von Parzivals Eltern zur Geschichte Parzivals. In einem Exkurs von sechzig Versen, der sog. Selbstverteidigung, präsentiert sich Wolfram als Minnesänger. Er sei, erklärt er, immer dabei, wenn es darum gehe, Frauen zu loben, nur einer stehe er nicht mehr zu Diensten (Pz. 114,10 ff.):

*mîn zorn ist immer niuwe
gein ir, sît ich se an wanke sach.
ich bin Wolfram von Eschenbach,
unt kan ein teil mit sange,
unt bin ein habendiu zange
minen zorn gein einem wibe.*

Mein Zorn auf sie bleibt immer frisch, seit sie mich betrogen hat [wörtlich: «seit ich sie beim Untreu-Sein gesehen habe»]. Ich bin Wolfram von Eschenbach und verstehe etwas vom Liederdichten [«Gesang»], und ich bin eine Zange, die den Zorn auf diese Frau festhält [wörtlich: «und bin eine meinen Zorn festhaltende Zange»].

So selbstbewusst Wolfram hier auftritt, ein so klägliches Bild bietet er bei der zweiten Nennung seines Namens. Er habe, sagt er da, kein Recht, sich über die ausgehungerten Bewohner der belagerten Stadt Pelrapeire abfällig zu äußern, deren Not

er drastisch geschildert hatte. Schließlich sei er selbst ein armer Schlucker, der in seinem Haus nichts zu beißen finde (Pz. 185,1 ff.):

*... dâ heime in mîn selbes hûs,
dâ wirt gefreut vil selten mûs.
wan diu müese ir spise steln:
die dôrfte niemen vor mir heln:
ine vinde ir offenliche niht.
alze dicke daz geschiht
mir Wolfram von Eschenbach,
daz ich dulte alsolch gemach.*

... daheim in meinem eigenen Haus hat eine Maus nichts zu lachen, denn die müsste ihr Essen <auch noch> stehlen, das ich, vor dem es niemand zu verstecken braucht, nicht <einmal> offen finde. Nur allzu oft geschieht es mir, Wolfram von Eschenbach, dass ich so <verwöhnt> werde.

Bei der dritten Selbstnennung im *Parzival* geht es um die Quelle des Romans. Er wolle sich, behauptet Wolfram am Ende der Geschichte, genau an das halten, was der maßgebliche Gewährsmann – ein gewisser Kyot – überliefert habe (Pz. 827,12 ff.):

*niht mêr dâ von nu sprechen wil
ich Wolfram von Eschenbach,
wan als dort der meister sprach.*

Davon [von Parzival und vom Gral] will ich, Wolfram von Eschenbach, jetzt nicht mehr sagen, als der Meister [Kyot] dort [in der Provence, wo er zuhause war] gesagt hat.

Schließlich die Nennung im *Willehalm*. Am Ende des Prologs, als er sich anschickt, die neue Geschichte zu erzählen, erinnert Wolfram an das geteilte Echo, das das vorausgegangene Werk gefunden hatte (Wh. 4,19 ff.):

*ich, Wolfram von Eschenbach,
swaz ich von Parzival sprach,
des sîn âventiure mich wîste,
etslich man daz prîste –
ir was ouch vil, die'z smaechten ...*

Ich, Wolfram von Eschenbach, was ich von Parzival erzählte, wie die Quelle es mir vorgab, das haben einige gelobt – es gab auch viele, die es schmähten ...

Die Art, wie der Sprecher sich hier in den Vordergrund schiebt, ist ungewöhnlich in der Literatur der Zeit. Üblicherweise reden die Dichter in der dritten Person von sich, z. B.: «Er hieß Hartmann und stammte aus Aue» (Hartmann von Aue im *Iwein*¹), oder: «Chrestien sät und bringt den Samen eines Romans aus, den er beginnt» (Chrestien de Troyes im *Perceval*², der Hauptquelle des *Parzival*). Wenn doch einmal einer «ich» sagt, etwa der Verfasser des *Rolandsliedes*, geht es meistens um die schlichte Nennung des Namens: «Ich heiße Pfaffe Konrad.»³ Der Unterschied zu Wolframs Formulierungen ist eklatant. Sie vermitteln den Eindruck einer forcierten Selbstbezogenheit, einer Subjektivität, die modern anmutet. Doch

ist Vorsicht am Platz. Das Lamento über den Hunger mit dem schrägen Mäusewitz erweckt den Verdacht, dass hier keineswegs ein armer Poet spricht, der nichts zu beißen hat, sondern eine zum Amusement des Publikums erfundene Erzählerfigur. Es fehlt in Wolframs Werken nicht an Hinweisen, die diesen Verdacht erhärten. Immer wieder drängt sich der Eindruck auf, dass die Selbstaussagen fiktiv sind. Das Vertrackte ist, dass das nicht generell gelten kann: Wir wissen ja, dass Wolfram tatsächlich Minnelieder gedichtet und einen Roman von Parzival verfasst hat. Es scheint, als changiere das Ich, das da spricht, auf eine nur bedingt zu entwirrende Weise zwischen dem historischen Autor und einem fiktionalen Erzähler. Der Erzähler wird uns noch ausführlich beschäftigen. Dass der Autor den Namen Wolfram von Eschenbach trug, dürfen wir immerhin unterstellen.

EIN GRAB UND ZWEI WAPPEN. – Es handelt sich, wie im Mittelalter üblich, um einen Herkunftsnamen. Wer «von Eschenbach» hieß, war in irgendeiner Weise mit einem Ort dieses Namens verbunden: war dort ansässig, begütert, tätig; oder stammte aus einer entsprechenden Familie; oder stand im Dienst einer Herrschaft, die sich nach dem Ort nannte. «Eschenbach» ist kein seltener Name, und es gab zu Wolframs Zeit auch ein einflussreiches Adelsgeschlecht derer von Eschenbach im Schweizer Mittelland, Freiherren, von deren Stammburg Alt-Eschenbach noch Mauerreste zu besichtigen sind. Dass Wolfram mit diesem Geschlecht etwas zu tun hatte, wie man in den Anfängen der Forschung im 18. Jahrhundert gemeint hat, ist allerdings mehr als unwahrscheinlich. Es gibt kein Indiz, das dafür spricht. Anders steht es mit der Stadt Obereschenbach im heutigen Regierungsbezirk Mittelfranken (etwa 20 km südöstlich von Ansbach), die sich seit 1917 programmatisch Wolframs-Eschenbach nennt. Im Jahr 1857 hatte König Maximilian II. von Bayern aufgrund regierungsamtlicher Untersuchungen der Stadt bestätigt, Wolframs Heimatort zu sein und ein Denkmal des Dichters auf dem Marktplatz errichten lassen.

Der Anspruch der Stadt wird heute auch in der Forschung gewöhnlich akzeptiert. Das älteste direkte Zeugnis, auf das man sich beruft, ist allerdings erst mehr als zwei Jahrhunderte nach Wolframs Tod entstanden, den man sich um 1220 zu denken hat: In einem gereimten Brief an die Erzherzogin Mechthild von der Pfalz, den er 1462 abgeschlossen hat, berichtet der herzoglich-bayerische Rat Jakob Püterich von Reichertshausen, er habe Wolframs Grab im Liebfrauenmünster (*unser frauen minster*) von Obereschenbach aufgesucht.⁴ Er schildert es als Hochgrab mit Epitaph und Darstellung von Wolframs Wappen. Dieses zeige auf dem Schild einen Krug (*hafen*) und auf dem Helm den Krug mit einem Blumenstrauß (*pusch*). Das Grab ist nicht erhalten, doch ist der Wortlaut des Epitaphs überliefert, und wir besitzen auch Darstellungen des Wappens. Am 5. August 1608 hat der Nürnberger Patrizier Hans Wilhelm Kreß Obereschenbach besucht. Auf einem Zettel, der seinen Reiseaufzeichnungen beigegeben ist, vermerkt er unter den *Monumenta* in der Kirche das Epitaph des Wolfram-Grabes: *Hie ligt der streng Ritter her Wolffram von Eschenbach ein Meister Singer*; darunter gibt er unter der Überschrift *Eschen-*

bachs wapen eine Skizze von Helmzier und Schild, die mit Krug und Blumenstrauß genau der Beschreibung Püterichs entsprechen (Abb. 1). Dasselbe Wappen hatte der Konstanzer Patrizier Konrad Grünenberg in den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts in seinem Wappenbuch Wolfram zugewiesen und mit einer Beischrift versehen, die eine Formel zitiert, mit der Wolfram seit dem frühen 13. Jahrhundert als Laiendichter gerühmt wird, d. h. als Dichter, der keine gelehrte Schulbildung genossen hat: *Wolfrûm freyherr von Eschenbach layen mund nye pas gesprach Ain franckh* («Wolfram Freiherr von Eschenbach – nie hat ein Laienmund besser gesprochen – ein Franke»: Abb. 2). Das Krugwappen ist deshalb von besonderem Interesse, weil es auch von einem herrschaftlichen Geschlecht «von Eschenbach» geführt wird, das seit der Mitte des 13. Jahrhunderts in Obereschenbach bezeugt ist.

Die Reihe der Belege ist eindrucksvoll. Aber sie beweist nicht, was sie beweisen soll. Nehmen wir zunächst das Epitaph. Es kann nicht aus der Zeit von Wolframs Tod stammen. Die Bezeichnung *strenger*, d. h. «tapferer» *Ritter* ist eine formelhafte Titulatur von Standespersonen, die nicht vor dem 14. Jahrhundert in Gebrauch ist. Und erst seit der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts entwickelt sich die Art von Lieddichtung, die man Meistersang nennt. Der Verfasser des Epitaphs, das Kreß gesehen hat, dürfte gewusst haben, dass Wolfram als einer ihrer Begründer galt. Auch das Zeugnis des Wappens ist nicht belastbar. Das Krugwappen der Herren von Eschenbach ist erst seit 1324 belegt. Zudem wird Wolfram in einer älteren Überlieferung noch ein ganz anderes Wappen zugeschrieben: Das Autorbild der Großen Heidelberger Liederhandschrift von ca. 1300 zeigt ihn als Ritter in voller Rüstung, dem als Wappenbild und Helmzier zwei silberne Figuren beigegeben sind, die man als stilisierte Beile auffassen kann (Abb. 3 – das Silber des Farbauftrags ist durch Oxydation dunkel geworden). Es gibt eine ganze Reihe von Geschlechtern, die ein solches Doppelbeilwappen geführt haben, darunter die fränkischen Herren von Zimmern. Die standen in Beziehung zu den Grafen von Wertheim, mit denen auch die Herren von Eschenbach und Wolfram selbst zu tun hatten. Aber auch diese Spur führt ins Leere. Es ist unwahrscheinlich, dass Wolfram überhaupt ein Wappen geführt hat. Und was das Grab betrifft, besteht der dringende Verdacht, dass es die Herren von Eschenbach im 14. oder 15. Jahrhundert errichten ließen, um Wolfram als ihren Ahnen in Anspruch zu nehmen und so vom Ruhm des großen Dichters zu profitieren. In diesen Zusammenhang könnte es auch gehören, dass im 14. Jahrhundert (mindestens) ein Angehöriger des Geschlechts den Namen Wolfram geführt hat. Man hat erwogen, ob das von Püterich und Kreß beschriebene Grab bei einer Renovierung die ursprüngliche Anlage aus dem frühen 13. Jahrhundert ersetzt hat. Das ist müßige Spekulation.

PLEINFELD UND DIE GRAFEN VON WERTHEIM. – Doch müssen die Wolfram-Fans von Obereschenbach nicht verzweifeln. Es gibt indirekte Zeugnisse, die ihrer Sache dienlich sind. Das älteste und wichtigste findet sich im sog. *Jüngerem Tituel*, einer umfangreichen Dichtung aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, die

uns noch ausführlich beschäftigen wird. Der Erzähler tritt über eine lange Strecke in der Rolle Wolframs auf, weshalb diesem das Werk zugeschrieben wurde. In Gesprächen mit der Frau Aventüre lässt er sich nebeneinander als *friunt von Eschenbach* («Freund von Eschenbach») und *friunt von Blienvelde(n)* («Freund von Blienfeld») anreden⁵, und der Verfasser nennt den historischen Wolfram *der von Plienvelde*⁶. Püterich von Reichertshausen hat das aufgenommen und Wolfram beide Herkunftsnamen beigelegt: *Wolfram ... von Eschenbach und Pleienfelden*.⁷ Mit *Blienvelde* oder *Pleienfelde* dürfte das ca. 30 km südöstlich von Wolframs-Eschenbach gelegene Pleinfeld (heute Markt Pleinfeld) gemeint sein. Dort ist vom Ende des 12. bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts eine herrschaftliche Familie nachgewiesen, in der (nach Belegen, die aus dem 14. Jahrhundert stammen) auch der Name Wolfram vorkommt. Für die Frage nach Wolframs Herkunft ist entscheidend, dass dieser selbst nirgendwo von Pleinfeld spricht. Das bedeutet, dass der Verfasser des *Jüngerer Titurel* über eigenständige lokalhistorische Informationen verfügte.

Hier kommen nun auch die erwähnten Grafen von Wertheim ins Spiel, deren Stammsitz an der Mündung der Tauber in den Main liegt (Wertheim ist heute die nördlichste Stadt Baden-Württembergs; zu ihren Sehenswürdigkeiten zählt die Ruine der Grafenburg, deren älteste Teile noch aus Wolframs Zeit stammen). Bei der Schilderung der Not der belagerten Bewohner von Pelrapeire, die ihm den Mäuse-Witz entlockt hat, bemerkt der Erzähler (Pz. 184,4 ff.):

*min hêrre der grâf von Wertheim
waer ungeru soldier dâ gewes:
er möht ir soldes niht genesn.*

Mein Herr, der Graf von Wertheim, hätte sich nicht darum gerissen, dort Söldner zu sein: Er hätte von ihrem Sold nicht leben können.

Was es bedeutet, dass der Erzähler, den wir hier unbedenklich mit Wolfram gleichsetzen dürfen, den Grafen *min hêrre* nennt, ist unklar. Es kann ein rechtliches Abhängigkeitsverhältnis gemeint sein, aber auch eine temporäre Gönnerbeziehung, in der der Graf Wolfram die Mittel bereitstellte, die er für seine Arbeit benötigte. Man kann auch nicht ausschließen, dass es sich um eine bloße Höflichkeitsfloskel handelt: «Monsieur, der Graf von Wertheim». Auf jeden Fall bezeugt die scherzhafte Erwähnung des Grafen, dass Wolfram in einer persönlichen Beziehung zu ihm stand, und das führt wiederum nach Obereschenbach und Pleinfeld: Die Grafen waren an beiden Orten begütert.

TRÜHENDINGER KRAPPEN. – So ist am Ende das Netz der Indizien doch dicht genug, um die Annahme plausibel zu machen, dass sich Wolfram nach Obereschenbach genannt hat (wobei offenbleiben muss, in welcher Beziehung er zu Pleinfeld stand). Eine erneute Überprüfung der historischen Quellen könnte Weiteres zutage fördern. Hier ist nur noch auf zwei Sachverhalte hinzuweisen, die die Annahme zusätzlich stützen. Zum einen: Wolframs Reimgebrauch zeigt Eigenheiten, die man

als Reflexe der fränkischen Mundart interpretieren kann, wie sie in der Gegend von Obereschenbach gesprochen wurde. Zum andern: Wolfram nennt in seinen Werken eine ganze Reihe von Örtlichkeiten im Umkreis der Stadt und macht teils sehr spezielle Angaben zu ihnen. Dazu vorerst nur ein Beispiel. Es geht wieder um den Hunger im belagerten Pelrapeire. «Da schwappten Zuber und Kanne nicht von Met über», kommentiert der Erzähler sarkastisch, und (Pz. 184,24 ff.):

*ein Trühendingaer phanne
mit kraphen selten dâ erschrei:
in was der selbe dôn enzwei.*

Eine Trühendinger Pfanne voller Krapfen schrie dort nicht auf [d. h. kein heißes Fett zischte oder prasselte in ihr]: Diese Melodie war für sie [die Leute in Pelrapeire] verstummt [wörtlich: «entzwei gegangen»].

Mit *Trühendingen* ist das Geschlecht der Freiherren von Trühendingen (Truhendingen) angesprochen, deren Herrschaftszentrum zu Wolframs Zeit die Burg Hohentrüdingen war, die ca. 30 km südlich von Wolframs-Eschenbach liegt (heute ist Hohentrüdingen ein Ortsteil von Markt Heidenheim am Hahnenkamm – der Bergfried der Burg ist erhalten). Wie die Grafen von Wertheim gehören die Trühendinger zu einer Art Netzwerk fränkischer Adliger, die als Förderer Wolframs in Frage kommen. Der war offenbar mit den Verhältnissen in Trühendingen vertraut und rechnete mit einem Publikum, das es ebenfalls war und die Anspielung verstand. Wir verstehen sie leider nicht und können nur ratlos fragen: War Trühendingen berühmt für seine Pfannenschmiede oder für seine Krapfenbäcker? Oder waren die Herren von Trühendingen notorische Liebhaber von Krapfen?

WIR BAYERN. – Wolfram wäre nicht Wolfram, wenn er nicht auch in der Herkunftsfrage für Verwirrung gesorgt hätte. Zu Beginn der Geschichte Parzivals kommentiert der Erzähler das närrische Verhalten des Knaben, den soeben ein Ritter mit gutem Grund als *toerschen Wäleisen* («dummen Waliser») beschimpft hat, mit den Worten (Pz. 121,7 ff.):

*ein pris den wir Beier tragn,
muoz ich von Wäleisen sagn:
die sint toerscher denne beiersch her,
unt doch bi manlicher wer.*

Wofür wir Bayern berühmt sind, das kann ich <auch> von den Walisern sagen: Die sind noch dümmer als ein ganzes Heer von Bayern und doch tüchtig im Kampf [«in männlicher Wehrhaftigkeit»].

Wenn es Wolfram ist, der in diesen Versen von sich spricht, der empirische Autor, dann haben wir ein Problem. Denn Obereschenbach gehörte zu seiner Zeit und noch bis ins 19. Jahrhundert nicht zu Bayern. Man hat erwogen, ob Wolframs Familie ursprünglich aus Bayern stammte. Und man hat versucht zu zeigen, dass die Gegend um Obereschenbach doch irgendwie – rechtlich, kirchlich – mit

Bayern verbunden war. Sehr überzeugend sind diese Erklärungsversuche nicht. Vielleicht gehen sie überhaupt ins Leere. Man muss damit rechnen, dass Wolfram hier gar keine autobiographische Aussage macht, sondern den Erzähler einen seiner Witze reißen lässt. Die Waliser-Schelte hat er in seiner Vorlage gefunden: «Herr», sagt da ein Ritter angesichts von Percevals törichtem Verhalten zu seinem Herrn, «Ihr müsst wissen, dass die Waliser von Natur aus dümmere sind als das Vieh auf der Weide»⁸. Der schlechte Ruf der Waliser ist notorisch, und auch den Bayern sagt man von jeher nach, dass sie dumme, grobe Leute sind. Man kann sich vorstellen: Wolfram dichtet die Passage für den Vortrag vor einem Publikum, in dem sich bayrische Zuhörer befinden. Er kann sich den geläufigen Ethno-Spott nicht verkneifen, lässt den Erzähler aber vorsichtshalber selbst in die Rolle eines Bayern schlüpfen. Das entschärft die Beleidigung von vornherein. Die Pointe aber besteht darin, dass der Dummkopf, an dessen Verhalten sich der Spott entzündet, ein Erwählter ist, den Gott zum höchsten Herrscheramt berufen wird. Mehr als eine Erklärungsmöglichkeit neben anderen ist das selbstverständlich nicht. Wir müssen uns damit abfinden, dass wir das Bayern-Rätsel nicht lösen können.

MIT SCHILD UND LANZE. – Die mittelalterliche Gesellschaft war nach Ständen organisiert. Man unterschied Freie und Unfreie, Klerus und Laien, Bauern und Krieger etc. Es ist nicht durchweg klar, was in den zeitgenössischen Quellen, die die Ständeordnung beschreiben, Theorie oder Ideologie und was Realität ist. Aber es steht fest, dass die Gesellschaft hierarchisch geordnet und rechtlich wie sozial stark differenziert war. Wo hatte Wolfram seinen Platz in diesem Gefüge, welchem Stand gehörte er an?

Die ältere Forschung hatte eine klare Antwort parat: «Wolfram war ritterbürtig und selbst Ritter», heißt es lakonisch im großen *Parzival*-Kommentar von Ernst Martin.⁹ Die Annahme stützt sich vor allem auf zwei Stellen im *Parzival*. An der einen erklärt sich der Erzähler bereit, bei seinem «ritterlichen Ehrenwort»¹⁰ zu schwören, dass er sich genau an die Vorlage halte. Die andere steht in der Selbstverteidigung. Der Erzähler wendet sich an die Damen (Pz. 115,8 ff.):

*swelhiu mîn reht wil schouwen,
beidiu sehen und hoeren,
dien sol ich niht betoeren.
schüldes ambet ist mîn art:
swâ mîn ellen sî gespart,
swelhiu mich minnet umbe sanc,
sô dunket mich ir witze kranc.
ob ich guotes wîbes minne ger,
mag ich mit schilde und ouch mit sper
verdienen niht ir minne solt,
al dar nâch sî sie mir holt.
vil hôhes topels er doch spilt,
der an ritterschaft nâch minnen zilt.*

Will eine <Dame> meine Stellung in der Welt einer Prüfung unterziehen durch Sehen und Hören [d. h. durch umfassende Wahrnehmung], dann halte ich sie nicht zum Narren. Der Umgang mit dem Schild [d. h. das Ritterhandwerk] ist meine Sache [oder: «entspricht meiner Natur»]. Wenn irgendwo mein Mut nicht gefragt ist <und> mich eine wegen meiner Lieder liebt, dann halte ich sie für dumm. Bewerbe ich mich um die Liebe einer vorzüglichen Frau und kann ich mit Schild und Lanze den Lohn ihrer Liebe nicht verdienen, dann soll sie mir ihre Gunst danach zumessen [d. h. sie mir versagen]. Um einen hohen Einsatz würfelt, wer mit ritterlichen Taten nach Liebe strebt.

Man hat diese Aussagen früher unbedenklich für bare Münze genommen, heute behandelt man sie nicht weniger umstandslos als fiktionale Erzählerrede. Sicherheit ist nicht zu gewinnen, doch sollte man wenigstens über die historischen Grundlagen Bescheid wissen.

WAS IST EIN RITTER? – Wir denken, wenn das Stichwort «Ritter» fällt, an einen Reiterkrieger, der eine Eisenrüstung und einen Helm trägt, mit Schwert, Lanze und Schild bewaffnet ist, ein Wappen führt und von einem Knappen begleitet wird – ganz so, wie uns das imposante Autorbild in der Großen Heidelberger Liederhandschrift Wolfram zeigt (Abb. 3). Solche Ritter hat es damals tatsächlich gegeben, und das Bild mag durchaus dem entsprechen, das Wolfram bei der Selbstpräsentation des Erzählers vorgeschwebt hat. Aber der Reihe nach. Wir müssen etwas weiter ausholen.

Mittelhochdeutsch *ritter* (oder *rîter*), seit der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts belegt, ist ein Wort von schillernder Bedeutung. Um es zu verstehen, geht man am besten von seinem Gebrauch als Dienstwort aus. Da bezeichnet es einen Menschen, der in einem Dienstverhältnis steht, der verpflichtet ist, einem Herrn Dienste zu leisten. In dieser Bedeutung ist es nahezu austauschbar mit dem Wort *dienstman* («Dienstmann»). Ein berühmtes (meistens falsch verstandenes) Zeugnis sind die Eingangverse der Erzählung vom *Armen Heinrich* aus dem letzten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts, in denen sich der Dichter Hartmann von Aue vorstellt (Arm. Heinr. 1 ff.):

*Ein ritter sô gelêret was,
daz er an den buochen las,
swaz er dar an geschriben vant.
der was Hartman genant,
dienstman was er ze Ouwe.*

Ein Ritter hatte eine solche Ausbildung empfangen, dass er in der Lage war, alles Geschriebene zu lesen [wörtlich: «dass er in den Büchern las, was immer er dort geschrieben fand»]. Der wurde Hartmann genannt, er war ein *dienstman* zu Aue.

Dem deutschen Wort *dienstman* entspricht in lateinischen Texten das Wort *ministerialis*. Es handelt sich um juristische Termini, mit denen man eine privilegierte Schicht von Unfreien bezeichnete, die im Herrendienst standen. Diese «Dienstmannen» oder «Ministerialen» haben im Lauf des 12. Jahrhunderts eine immer größere Bedeutung in Verwaltung, Wirtschaft, Militärwesen gewonnen und sind

später im niederen Adel aufgegangen. Ihr Aufstieg war ein wichtiger Faktor des gesellschaftlichen Wandels an der Schwelle vom hohen zum späten Mittelalter. Hartmann gehörte offenbar dieser Schicht an. Seine Selbstvorstellung als *dienstman* präzisiert, was die einleitende Selbstvorstellung als *ritter* in einem allgemeineren Sinn zum Ausdruck gebracht hatte: seine rechtliche Abhängigkeit von einem Herrn.

Über die Art der Dienste, die Hartmann zu leisten hatte, ist damit nichts gesagt. Wir müssen nicht annehmen, dass er als Soldat tätig gewesen ist, doch lag die Assoziation mit Militärdienst im Sprachgebrauch der Zeit nahe. Denn da war *ritter* auch und vor allem eine Sammelbezeichnung für gepanzerte Krieger zu Pferd. Einen «Stand» im sozialen oder juristischen Sinn bildeten diese Leute nicht: *ritter* heißen alle Krieger, die – so Joachim Bumke in seiner klassischen Abhandlung über den Ritterbegriff – «in ritterlicher Rüstung kämpfen: Könige, Fürsten, Dienstmannen und Söldner»¹¹. Dass das Dienstwort als Kriegerwort und das Kriegerwort als Dienstwort verwendet wird, zeichnet sich in den Belegen von Anfang an ab. Es ist nachvollziehbar, wenn man bedenkt, dass die militärische Seite des Herrendienstes immer von herausragender Bedeutung gewesen ist. Dass man aber Könige und Fürsten mit demselben Wort, das nach wie vor zur Bezeichnung persönlicher Abhängigkeit gebraucht wurde, ebenso *ritter* genannt hat wie Dienstmannen und Söldner, ist nicht nur auf den ersten Blick merkwürdig. Zur Erklärung hat man darauf hingewiesen, dass auch die Herren in besonderer Weise Dienst geleistet haben: in der Realität als Ritter im Dienst der Kirche und der Religion, insbesondere als «Gottesritter» (*milites Dei*) auf den Kreuzzügen, und im gesellschaftlichen Spiel als Ritter einer Dame im Minnedienst. Die Vorstellungen von Gottesrittertum und Frauenrittertum könnten den Boden dafür bereitet haben, dass das Dienstwort in bestimmten Kontexten auch als Herrenwort verwendet wurde: dass sich ein spezifisch adliger, durchaus elitärer Ritterbegriff ausbildete, der das Selbstverständnis der großen Herren bestimmte.

Zurück zu Wolfram. Aus dem Gesagten geht hervor, dass es durchaus möglich ist, dass er das Ritterhandwerk erlernt und ausgeübt hat, und es gibt sogar ein Argument dafür: Wolfram zeigt sich im *Willehalm* derart bewandert auf dem Gebiet des Kriegswesens, dass man den Eindruck gewinnt, er spreche als Mann vom Fach. Über seine rechtliche und soziale Stellung ist damit nichts gesagt. Wir haben keine Möglichkeit, sie zu ermitteln.

KEINEN BUCHSTABEN. – Hartmann von Aue hat im Eingang des *Armen Heinrich* mit offensichtlichem Stolz verkündet, er sei in der Lage zu lesen. Man kann daraus schließen, dass das für einen Autor volkssprachiger Texte nicht selbstverständlich war. So galt gerade Wolfram lange Zeit als Analphabet. Man hat auch das einer Stelle in der Selbstverteidigung entnommen. Dort erklärt der Erzähler: *ine kan decheinen buochstap*,¹² «ich kann keinen Buchstaben». Das kann in der Tat kaum etwas anderes heißen als: «ich kann nicht lesen und nicht schreiben». Wenn die

Aussage autobiographisch ist, bedeutet das: Wolfram war darauf angewiesen, dass man ihm seine Quellen vorlas, und er konnte seine Texte nur per Diktat aufs Pergament bringen. Das ist weniger absurd, als es zunächst erscheinen mag. Auch wenn es nicht leicht zu belegen ist, darf man annehmen, dass die Menschen in der noch weitgehend mündlichen Kultur des Mittelalters über ein wesentlich besseres Erinnerungsvermögen verfügten als wir. Doch stellt sich das Problem heute nicht mehr. Die Forschung der letzten Jahrzehnte hat zeigen können, dass Wolfram über ein ausgedehntes gelehrtes Wissen auf dem Stand seiner Zeit verfügte. Seine Kenntnisse auf so unterschiedlichen Gebieten wie Medizin, Astronomie, Geographie, Naturkunde sprechen entschieden dafür, dass er direkten Zugang zu schriftlichen Quellen hatte. Auch die Art und Weise, wie er auf deutsche und französische Dichtungen zurückgreift, deutet darauf hin, dass sie ihm schriftlich vorgelegen haben. Das heißt: Das Bekenntnis zum Analphabetentum dürfte aufs Konto des fiktionalen Erzählers gehen. Wolfram hat die Analphabetenrolle entworfen, um den Erzähler eine spezifische Poetik des Romans formulieren zu lassen, die noch zu erläutern sein wird. Er selbst konnte sehr wahrscheinlich lesen und (was im Mittelalter nicht zwingend damit verbunden war) vielleicht auch schreiben, und er verstand Französisch und wohl auch (ein wenig) Latein.

Wie er diese Fähigkeiten und Kenntnisse erworben hat, muss offenbleiben. Lesen, Schreiben, Latein wurde in den Klosterschulen gelehrt. Doch nimmt man meistens an, dass Wolfram keine reguläre Ausbildung genossen hat, sondern von gelehrten Leuten unterwiesen wurde, die an den Höfen tätig waren, an denen er sich aufhielt. Nichts zwingt zu dieser Annahme, aber sie verträgt sich gut mit der Möglichkeit, dass Wolfram von Hause das Ritterhandwerk ausgeübt hat. Als schriftgelehrten Dichter am Schreibpult, wie ihn ein Buchmaler am Ende des 14. Jahrhunderts ins Bild gesetzt hat, mag man ihn sich jedenfalls nicht vorstellen (Abb. 4).

DICHTUNG UND WAHRHEIT. – Es gibt weitere Kommentare des Erzählers, in denen er sich über seine Person – seine Lebensumstände und seine Befindlichkeiten – äußert. Wir verzichten darauf, sie zur Rekonstruktion der Dichter-Biographie heranzuziehen. Die Unmöglichkeit, von Fall zu Fall zwischen dem fiktionalen Erzähler und dem biographischen Autor, zwischen Dichtung und Wahrheit, zu unterscheiden, verbietet es. Die ältere Forschung kannte solche Skrupel nicht. Sie hat die Aussagen des Erzählers wie selbstverständlich als autobiographische Informationen behandelt und mit robustem Zugriff zu gemütvollen Wolfram-Porträts zusammengesetzt. Der Dichter erscheint da etwa als Hausbesitzer, der sich «im eigenen Heim» wohlfühlt, als Ehemann, der seine Frau «mit behutsamer Liebe umgibt», und als Vater einer Tochter, für den Kinder «das Glück des Mannes» sind.¹³ Dass sich der Erzähler auch in ganz anderem Licht zeigt, wurde dabei gern verschwiegen. Es passte nicht zu dem hehren Bild, das man sich von dem großen Dichter machen wollte, wenn sich der Erzähler unverblümt als Feigling bekennt, wenn er sein Schicksal als verschmähter Liebhaber beklagt, wenn er sich in sexuellen Männer-

phantasien ergeht. Betrachtet man die Äußerungen im Zusammenhang, erkennt man schnell, dass der Erzähler, zwischen der Erzählung und dem Publikum vermittelnd, wechselnde Rollen zu spielen hat, die auf die jeweilige Erzählsituation abgestimmt sind. Unbestreitbar sind in die Konstruktion der Erzählerfigur autobiographische Züge eingegangen. Doch ist diese Figur primär eine Instanz der fiktionalen Welt. Die Rollen funktionieren ganz unabhängig davon, ob der historische Wolfram tatsächlich ein Haus besessen hat oder Ehemann und Vater gewesen ist oder nicht.

1.2 Wegmarken

Wenn Wolfram bei der Schilderung der Hungersnot in Pelrapeire den Grafen von Wertheim und die Trühendinger Krapfenpfanne ins Spiel bringt, zerreißt er für den Moment das fiktionale Gewebe und gibt den Blick auf die zeitgenössische Wirklichkeit frei. Solche Anspielungen auf reale Personen, Orte und Ereignisse, mit denen das Publikum offenbar vertraut war, ziehen sich durch die drei Romane. Sie verweisen darauf, dass die Texte primär für den Vortrag vor ausgewählten Zuhörern bestimmt waren. Indem sie einen spezifischen Bezug zwischen dem erzählten Geschehen und der Lebenswelt des Publikums herstellen, nehmen sie dieses in die Geschichte hinein. Sie sind Teil einer Erzählstrategie, die darauf gerichtet ist, die Hörer affektiv an die Erzählung zu binden. Für uns sind sie zugleich Wegmarken, die Stationen von Wolframs Leben in Zeit und Raum bezeichnen. Dabei setzen wir voraus, dass ihre Position in den Texten der Chronologie des Entstehungsprozesses entspricht. Beweisen lässt sich das nicht. Es ist eine Arbeitshypothese.

FRÄNKISCHE ANFÄNGE. – Wolframs Anfänge liegen im Halbdunkel. Ein erster Anhaltspunkt ergibt sich aus einer Erzählerbemerkung bei Parzivals erstem Besuch auf der Gralburg (Pz. 227,7 ff.):

*In die burc der küene reit,
ûf einen hof wît unde breit.
durch schimpf er niht zetetet was
(dâ stuont al kurz grüene gras:
dâ was buhurdiern vermiten),
mit baniern selten überriten,
alsô der anger zAbenberc.
selten froelichiu werc
was dâ gefrûmt ze langer stunt:
in was wol herzen jâmer kunt.*

Der Kühne [Parzival] ritt in die Burg, auf einen weiten, breiten Hof. Der war nicht von Kampfspielen zertrampelt (da stand ganz kurzes grünes Gras – da wurden keine Turniere abgehalten) und er war nicht mit Fahnen [d. h. von Rittern mit fahnenbestückten Lanzen] überritten worden,

ganz wie der Anger von Abenberg. Fröhliche Kurzweil hatte man da lange nicht getrieben. Ihre [der Burgbewohner] Herzen waren erfüllt von Schmerz.

Abenberg, heute eine Kleinstadt im bayrischen Regierungsbezirk Mittelfranken, ca. 20 km östlich von Wolframs-Eschenbach, war der Sitz eines mächtigen Grafengeschlechts. Von der Burganlage der Stauferzeit ist über der Erde nichts mehr erhalten. Doch ist sie gesichert, und die Archäologen halten es für möglich, dass es sich bei einer ausgedehnten Fläche an der Südseite der Burg, die ummauert war (und es heute wieder ist), um die Turnierwiese handelt, von der Wolfram spricht. Das Grafengeschlecht starb im Mannesstamm mit Friedrich II. aus, der zuletzt 1199 bezeugt ist. Sein Erbe fiel an die Burggrafen von Nürnberg. Man nimmt an, dass sich Wolfram auf die Situation nach Friedrichs Tod bezieht, als – so unterstellt man – das gesellige Leben auf der Burg erloschen war und der Turnierplatz nicht mehr benutzt wurde. Wenn das zutrifft und wenn wir voraussetzen dürfen, dass der Verweis als indirekte Totenklage einigermaßen aktuell war, müssen die Verse in den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts entstanden sein. Wie lange Wolfram damals schon mit dem *Parzival* befasst war, kann man nicht sagen, aber allzu weit vor der Jahrhundertwende wird man den Beginn der Arbeit nicht ansetzen wollen. Es ist gut möglich – das Eigenlob in der Selbstverteidigung deutet darauf hin –, dass er sich schon einen Namen als Minnesänger gemacht hatte, als er den Auftrag erhielt.

Mit den Grafen von Abenberg tritt uns nach den Grafen von Wertheim und den Freiherren von Trühendingen ein drittes fränkisches Adelsgeschlecht entgegen, mit dem Wolfram zu tun hatte. Es ist ein Kreis von Herrschaften, die in der Nähe seines mutmaßlichen Herkunftsorts ansässig oder – die Wertheimer – begütert waren. An den Zeugenlisten von Urkunden ist ablesbar, dass sie in Beziehungen zueinander standen. So treten, um nur ein Beispiel zu nennen, Graf Friedrich von Abenberg, Graf Poppo von Wertheim und Friedrich von Trühendingen neben anderen Herren als Zeugen in einer am 8. Juli 1192 in Heidingsfeld (bei Würzburg) ausgestellten Urkunde auf, in der Kaiser Heinrich VI. die Gründung des Klosters S. Maria in Schönau (bei Gemünden am Main) bestätigt.¹⁴ Man braucht nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, dass die Häuser auch in gesellschaftlichem Austausch miteinander standen, dass man bei Gelegenheiten aller Art zusammenkam, Feste feierte, Turniere abhielt, Jagden veranstaltete etc. Für Friedrich von Abenberg ist bezeugt, dass er ein Förderer der Dichter war: Der Lyriker Tannhäuser nennt ihn um 1260 in einer Aufzählung von Herren, die sich einst durch Freigebigkeit ausgezeichnet hatten, und zwar, wie sich aus dem Kontext ergibt, gegenüber Sängern. Die Vermutung liegt nahe, dass der junge Wolfram in diesem höfisch geselligen Kreis als Dichter entdeckt wurde und erste Förderung erfahren hat. Die Art, wie der Graf von Wertheim im *Parzival* genannt wird, spricht dafür, dass er dabei die entscheidende Rolle gespielt hat, vielleicht als Dienstherr Wolframs. Eine Gruppe von Handschriften nennt in Vers 184,4 seinen Namen: *grāve Poppe (Boppe) von*

Wertheim. Gemeint ist entweder Graf Poppo I. (urkundlich 1165–1212) oder sein Sohn Poppo II. (urkundlich 1183–1237).

HIER AUF WILDENBERG. – Über die Wertheimer könnte Wolfram mit einem weiteren Adelsgeschlecht in Verbindung gekommen sein, das im *Parzival* auf eine ganz besondere Weise präsent ist. Bei der Beschreibung des großen Saals in der Gralburg hebt der Erzähler die kostbaren Feuerstellen hervor (Pz. 230,7 ff.):

*sine hete niht betüret,
mit marmel was gemüret
drî vierecke fiwerrame:
dar üffe was des fiwers name,
holz hiez lign alôê.
sô grôziu fiwer sît noch ê
sach niemen hie ze Wildenberc:
jenz wâren kostenlichiu werc.*

Es war ihnen [den Burgbewohnern] nicht zu teuer gewesen, drei viereckige Feuerstellen aus Marmor aufmauern zu lassen. Auf denen brannten Feuer aus Aloeholz. So große Feuer hat hier auf Wildenberg nie jemand gesehen [oder: «nie hat einer der hier Anwesenden so große Feuer auf Wildenberg gesehen»]. Das waren kostbare Anlagen.

Die Verse sind auf ein Publikum berechnet, dem eine Burg des Namens Wildenberg ein Begriff war. Die Formulierung spricht sogar dafür, dass Wolfram sie für den Vortrag auf dieser Burg bestimmt hatte. Die Beziehung der Burg zur Gralburg wird dadurch unterstrichen, dass diese denselben Namen trägt. Sie heißt *Munsalvaesche*, und das ist nichts anderes als eine Übersetzung von *Wildenberg* («wilder Berg») ins Französische: *mont salvage* (*mont sauvage*). Offenbar hat Wolfram mit der Benennung der Gralburg einer Burg Wildenberg ein Denkmal gesetzt, um deren Besitzer zu ehren.

Wer waren diese Besitzer? Es gibt mehrere Kandidaten, von denen die Freiherren von Durne (Dürn) die besten Karten haben. Als erste dieser Herren, die sich nach ihrem Sitz in der heutigen Stadt Walldürn (im Neckar-Odenwald-Kreis) nannten, sind Rupert I. und sein Sohn Ulrich I. urkundlich bezeugt, Rupert von 1171 (oder 1167) bis 1197, Ulrich von 1192 bis 1201 (oder 1212). Grundlage der Herrschaft der Durner war die Vogteigewalt über das Kloster Amorbach im Odenwald, in dessen Nähe Rupert auf einem Bergsporn die Burg Wildenberg errichten ließ. Der Bau der Anlage, von der bedeutende Reste erhalten sind, zog sich über Jahrzehnte hin. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts, als Wolfram am *Parzival* arbeitete, war neben anderen Bauteilen wie der Ringmauer und dem Wohnbau wohl auch das Untergeschoss des Palas – des repräsentativen Saalbaus – vollendet. In diesem Raum befand sich ein außergewöhnlich großer Kamin, dessen Rekonstruktion aus Originalteilen man in der Ruine besichtigen kann (Abb. 5). Man hat bezweifelt, dass er tatsächlich fertiggestellt und in Betrieb genommen wurde. Die Zweifel sind nicht hinlänglich begründet, und selbst wenn sie es wären, dürfte man davon ausgehen, dass allein die Konzeption einer solchen Anlage Aufsehen erregt

hat. Der Kamin ist ein starkes Argument für die Identität der Burg mit Wolframs Wildenberg. Denn wenn der Vergleich mit Wildenberg überbietend die prachtvolle Ausstattung der Gralburg sinnfällig machen soll, muss es auf Wildenberg eine besonders aufwändige Feuerstelle gegeben haben («selbst auf Wildenberg gab es nie so große Feuer»). Schwerer zu beurteilen ist der Zeugniswert eines anderen Relikts. Auf einem der alten Quader, der heute in der südöstlichen Giebelwand des Saals vermauert ist, findet sich die eingemeißelte Inschrift: *OWE MV-TER* (Abb. 6). Das scheint ein Zitat der berühmten Frage zu sein, die der kleine Parzival an seine Mutter richtet: *ôwê muoter, waz ist got?* (Pz. 119,17: «Ach, Mutter, was ist Gott?»). Die Fachleute neigen dazu, die Inschrift ins frühe 13. Jahrhundert zu setzen, also in die Zeit der Entstehung und ersten Publikation des *Parzival*. Zu sichern ist die Datierung nicht, aber wir können immerhin sagen, dass die Inschrift kein Zeugnis moderner Wolfram-Verehrung ist, wie gelegentlich vermutet wurde: Sie ist seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in Beschreibungen der Burg bezeugt, lange bevor man diese in der Forschung mit Wolfram in Verbindung gebracht hat.

Die Herren von Durne waren direkte Nachbarn der Grafen von Wertheim, mit denen sie in enger Verbindung standen. Gut möglich, dass Wolfram aus der Umgebung des Grafen an sie vermittelt wurde. Sicher ist jedenfalls, dass auch sie zu den Adelskreisen gehörten, mit denen Wolfram in seinen Anfängen zu tun hatte. So erscheint in der oben (S. 13) herangezogenen Kaiserurkunde von 1192 neben den Herren von Abenberg, Wertheim und Trühendingen auch Rupert von Durne unter den Zeugen. Man darf unterstellen, dass das Publikum, auf das die Nennung von Wildenberg berechnet war, auch die Anspielung auf die Abenberger Verhältnisse verstanden hat, die nur neunzig Verse davor im selben Erzählzusammenhang (Parzivals Besuch auf der Gralburg) steht.

ENGAGEMENT IN THÜRINGEN. – Es ist anzunehmen, dass Wolfram an wechselnden Orten vor wechselndem Publikum Passagen aus dem entstehenden *Parzival*-Roman vorgetragen hat oder vortragen ließ. Solche Lesungen müssen ihn rasch über die Kreise hinaus berühmt gemacht haben, in denen er sich anfänglich bewegte. Das Werk war vielleicht zu einem Drittel fertiggestellt, als ihn einer der Großen des Reichs an seinen Hof holte: Landgraf Hermann I. von Thüringen.

Dreimal ist im *Parzival* von Thüringen die Rede, das erste Mal in der berühmten Blutropfen-Episode. Dort hat Keie, der oberste Hofbeamte des Königs Artus, einen unrühmlichen Auftritt. Der Mann gehört zum festen Personal des Artushofs. Chrestien de Troyes hat ihn als boshaft-bösartigen Charakter mit lächerlichen Zügen gezeichnet. So erscheint er auch bei Wolfram, doch nimmt ihn der Erzähler in der Blutropfen-Episode ganz unvermittelt in Schutz: Keie halte mit Umsicht und Tatkraft den Hof von unwürdigen Personen frei. Einen solchen Mann, fährt der Erzähler fort, brauche auch der Landgraf (Pz. 297,16 ff.):

*von Dürgen fürste Herman,
 etslich dîn ingesinde ich maz,
 daz üzgesinde hieze baz.
 dir waere och eines Keien nôt,
 sît wâriu milte dir gebôt
 sô manecvalten anehanc,
 etswâ smaelich gedranc*

*unt etswâ werdez dringen.
 des muoz hêr Walther singen
 ‚guoten tac, boes unde guot.‘
 swâ man solhen sanc nu tuot,
 des sint die valschen gêret.
 Kei hets in niht gelêret,
 noch hêr Heinrich von Rispach.*

Fürst Hermann von Thüringen, ich habe festgestellt, dass unter Deinen Hausgenossen etliche sind, die besser Rausgenossen hießen. Du hättest auch einen Keie nötig, da wahre Freigebigkeit Dich dazu gebracht hat, Dir einen so bunt gemischten Anhang zuzulegen – hier schändliches Gedrängel, dort ehrenvolles Drängen. Deswegen kann Herr Walther [Walther von der Vogelweide] singen: ‚Guten Tag miteinander, Schlechte und Gute.‘ Wo immer man jetzt so singt, ehrt man die Falschen [d. h. entweder: die Unaufrichtigen, die Schmeichler und Intriganten – oder: die Unrichtigen, die es nicht verdienen, geehrt zu werden]. Keie hätte ihn [Walther] das nicht gelehrt, und Herr Heinrich von Rispach auch nicht.

Die Verse sind für den Vortrag am Thüringer Hof bestimmt. Die Art, wie Wolfram Walther von der Vogelweide erwähnt, lässt vermuten, dass er dem Kollegen dort begegnet ist. Dass Walther zeitweise zur Entourage des Landgrafen gehörte, wissen wir von ihm selbst: «Ich gehöre zur Hausgenossenschaft des freigebigen Landgrafen», erklärt er mit geschwellter Brust im Eingang einer Preisstrophe auf den Fürsten.¹⁵

Wolframs Einlassung ist ein klassischer Fall von Hofkritik. Die Entwicklung der höfischen Kultur im 12. Jahrhundert, von der noch die Rede sein wird, hat schon früh kritische Stimmen auf den Plan gerufen, die die negativen Seiten des Hoflebens anprangerten: Habgier und Verschwendungssucht, Ausschweifungen aller Art, Schmeichelei und Intrigantentum, Lärm und Unrast und andere unerfreuliche Begleiterscheinungen. Wolframs Appell an den Landgrafen steht in dieser Tradition, und er zeigt uns, dass man von den Dichtern erwartete, dass sie auch als Mahner und Sittenwächter auftraten. Auch Walther von der Vogelweide hat harsche Kritik an den Verhältnissen am Thüringer Hof geübt. Dass er hier seinerseits von Wolfram kritisiert wird, deutet vielleicht auf eine Rivalität zwischen den Starpoeten hin. Worauf die Kritik zielt, wird aus dem kurzen Zitat allerdings nicht recht klar. Die Phrase *guoten tac, boes unde guot* ist in der Walther-Überlieferung nicht nachzuweisen. Sie wird aus einer nicht erhaltenen Strophe stammen, die man kennen müsste, um den Zusammenhang zu verstehen. Wir können nur sagen, dass Walther hier (zu Recht oder zu Unrecht) eine Aussage angekreidet wird, die von Leuten, die für das Ansehen eines Hofes verantwortlich sind, nicht gebilligt werden kann: dem fiktionalen Herrn Keie und einem wohl realen Herrn Heinrich von Rispach, von dem sonst leider nichts bekannt ist (Vermutungen, er stamme aus dem niederbayrischen Reisbach und sei ein Hofbeamter des Bayernherzogs Ludwig I. – Hermanns Schwager – gewesen, sind aus der Luft gegriffen).

Wann sich Wolfram am Thüringer Hof aufgehalten hat, ist nicht genau festzustellen, aber es gibt ein Datum, das als Anhaltspunkt dienen kann. Als das gewaltige Reiterheer des Königs Poidikonjuz gegen die Stadt Bearosche stürmt, bemerkt der Erzähler (Pz. 379,16 ff.):

*wart inder dâ kein stupfen halm
getretet, des enmoht ich niht.
Erffurter wingarte giht
von treten noch der selben nôt:
maneg orses fuoz die slâge bôt.*

Wurde da irgendwo ein Stoppelhalm niedergetreten, war das nicht meine Schuld. Die Erffurter Weinberge erzählen noch heute von solcher Beschädigung durch Getrampel. Die Hufe vieler Pferde verursachten diese Spuren.

Man bezieht das auf eine Episode im Thronstreit zwischen Staufern und Welfen, der seit dem Tod Kaiser Heinrichs VI. im Jahr 1197 von beiden Seiten erbittert geführt wurde. Im Sommer 1203 war der staufische König Philipp von Schwaben mit einem Heer nach Thüringen gezogen, um gegen den Landgrafen Hermann vorzugehen, der damals, nach wiederholtem Parteiwechsel, auf der Seite des welfischen Gegenkönigs Otto von Braunschweig stand. Der Feldzug war eine Katastrophe für das Land, das von den Invasoren ebenso heimgesucht wurde wie von den böhmischen Verbündeten des Landgrafen: «Philipp», berichtet der Chronist Arnold von Lübeck, «Philipp fiel mit schwerer Hand» – d. h. mit großer Heeresmacht – «in Thüringen ein und verwüstete, in Erfurt weilend, alle Landstriche ringsum. Und nicht weniger verwüsteten die von außen Kommenden» – Hermanns Verbündete – «das Land.»¹⁶ Im Juli wurde Philipp in Erfurt vorübergehend belagert, und bei dieser Gelegenheit mögen die Weinberge zerstört worden sein. Angesichts der wirtschaftlichen Bedeutung, die der Weinbau hatte, dürfte man sich so rasch wie möglich an die Beseitigung der Schäden gemacht haben, spätestens nach dem Friedensschluss zwischen Philipp und Hermann im September 1204. Da die Formulierung («noch immer») voraussetzt, dass die Verse einige Zeit nach der Zerstörung verfasst wurden, sind sie vielleicht im Frühjahr oder Sommer 1204 entstanden. Es ist nicht gesagt, dass auch sie auf das Thüringer Hofpublikum berechnet sind, aber es liegt nahe: Die schrecklichen Ereignisse müssen den Damen und Herren in der Umgebung des Landgrafen lebhaft vor Augen gestanden haben.

Aus dieser bewegten Zeit stammt wohl auch eine berühmte Strophe Walthers von der Vogelweide, der sog. Spießbraten-Spruch, der an Bösartigkeit nicht zu übertreffen ist. Er richtet sich an die Köche und ermahnt sie dringend, den Fürsten dickere Stücke vom Braten abzuschneiden als bisher.¹⁷ Mit den Köchen sind die Ratgeber und Beamten des Königs gemeint, die für die Verteilung von Gütern und Rechten an die Fürsten zuständig waren. Wenn sie zu geizig sind, so die gnadenlose Pointe, wird es dem König ergehen wie dem griechischen Kaiser Isaak II. Angelos und seinem Sohn und Mitregenten Alexios IV., die Anfang 1204 ermor-

det wurden. Der Spruch hat offensichtlich Philipp von Schwaben im Visier, der mit Isaaks Tochter Irene verheiratet war. Er vermittelt einen Eindruck von der Stimmung unter Philipps Gegnern, und es könnte sein, dass Walther hier als Sprachrohr Hermanns von Thüringen agiert. Wolfram jedenfalls wird das Thüringer Hofpublikum Jahre später, im *Willehalm*, an den Spruch erinnern: «Herr Vogelweide sang einmal von einem Braten ...»¹⁸ Fürs Erste aber hat Wolfram Thüringen wieder verlassen.

ALTE PFADE? – Das geht aus der dritten Anspielung auf Thüringer Verhältnisse im *Parzival* hervor. Der Erzähler macht sie aus Anlass eines Festes, das Gawan auf der Burg Schastel marveille gibt. Die Fiedler, die da zum Tanz aufspielten, bemerkt er, hätten sich auf ihre Kunst verstanden, seien aber nicht up to date gewesen, denn (Pz. 639,11 f.):

*niwer tänze was dâ wênc vernomen,
der uns von Dürngen vil ist komen.*

Von neuen Tänzen hatte man dort nichts gehört, von denen viele aus Thüringen zu uns gekommen sind.

Der Erzähler und sein Publikum befinden sich hier offensichtlich nicht in Thüringen. Als Eldorado des modernen Gesellschaftslebens mag der Thüringer Hof ein Sehnsuchtsort für Wolfram gewesen sein. Wann er das Thüringer Engagement (vorläufig) aufgegeben hat oder aufgeben musste, wissen wir nicht. Aber es gibt Hinweise darauf, wohin es ihn verschlagen hat.

Ein paar hundert Verse nach der Erinnerung an die Erfurter Weinberge kommentiert der Erzähler eine groteske Szene. Gawan muss sich gegen einen Haufen Bewaffneter behaupten. An seiner Seite kämpft die schöne Prinzessin Antikonie, die – höchst effizient – Schachfiguren als Wurfgeschosse benutzt (Pz. 409,5 ff.):

*diu küneginne rîche
streit dâ ritterlîche,
bî Gâwân si werlîche schein,
daz diu koufwîp ze Tolenstein
an der vasnaht nie baz gestriten:
wan si tuontz von gampelsiten
unde müent ân nôt ir lîp.*

Die vornehme Prinzessin kämpfte da wie ein Ritter. An Gawans Seite hielt sie sich <so> tapfer, dass die Marktweiber [oder: «die Frauen der Kaufleute»?] in Dollnstein an Fasnacht nie besser gekämpft haben. Nur dass sie es aus Narrheit tun und sich ohne Not abmühen.

Dollnstein, heute eine Kleinstadt, liegt ca. 40 km südöstlich von Wolframs-Eschenbach an der Altmühl. Zu Wolframs Zeit war dort der Sitz eines Grafengeschlechts, von dessen Burg Reste erhalten sind. Von dem örtlichen Fasnachtsbrauch, den Wolfram erwähnt, ist sonst nichts bekannt. Es könnte auf ein Narrenturnier angespielt sein, vielleicht eine Travestie, bei der die Frauen als Ritter auftraten. Die Grafen

von Dollnstein gehören zu jenen Adelskreisen, denen Wolfram einst seine Karriere verdankt haben wird. Von 1196 bis 1223 war Hartwig, der Bruder des Grafen Gebhard III. von Kreglingen-Dollnstein-Hirschberg, Bischof von Eichstätt und damit Lehnsherr für den Besitz der Grafen von Wertheim in Wolframs-Eschenbach. Den Hinweis auf die Dollnsteiner Weiberfastnacht kann nur ein Publikum aus der Gegend verstanden haben. Das bedeutet, dass Wolfram vorübergehend in seine Heimat zurückgekehrt ist und vielleicht beim Grafen von Dollnstein ein Engagement hatte.

In die gleiche Richtung weist eine andere Anspielung, die der Erzähler wenige Verse zuvor bei der Vorstellung Antikonies macht. Da vergleicht er die Prinzessin mit einer historischen Person (Pz. 403,29 ff.):

*... ir site und ir sin
was gelich der marcgrâvin,
Diu dicke vonme Heitstein
über al die marke schein.*

... in ihrem Verhalten und ihrer Einstellung glich sie der Markgräfin, die oft vom Haidstein herunter die ganze Mark überstrahlte.

Der Haidstein ist eine Erhebung in der Nähe von Cham in der Oberpfalz. Auf ihm befand sich die Burg eines Ministerialengeschlechts, das im Dienst der Markgrafen von Vohburg stand. Die Anspielung gilt offenbar einer «Markgräfin» aus diesem Haus, das heißt, nach mittelhochdeutschem Sprachgebrauch, der Gemahlin oder einer Tochter eines der Markgrafen. In der Forschung wird über zwei Kandidatinnen gesprochen: Adela, die Tochter Diepolds III. von Vohburg und Gemahlin Kaiser Friedrichs I., von dem sie 1153 geschieden wurde, und Elisabeth, die Gemahlin des 1204 verstorbenen Berthold II. von Vohburg, die ihrerseits schon vor 1199 gestorben sein soll. Die Entscheidung zwischen den beiden Damen hängt davon ab, wie man den hier nicht abgedruckten Kontext der Stelle interpretiert. Bis jetzt ist es den Interpreten nicht gelungen, überzeugende Argumente für eine von ihnen vorzubringen, und es ist gar nicht ausgemacht, dass nicht eine ganz andere Vohburgerin gemeint ist. Wir müssen uns mit der Feststellung begnügen, dass die Nennung des Haidsteins voraussetzt, dass eine Dame aus dem Haus Vohburg eine besondere Beziehung zu der Ministerialenburg hatte. Für welches Publikum die Anspielung bestimmt war, lässt sich nicht sagen. Insofern sie nach Bayern weist, bestärkt sie immerhin die Vermutung, dass Wolfram nach dem Engagement in Thüringen wieder alte Pfade betreten hat.

STEIRISCHES RÄTSEL. – Was wir über Wolframs Leben wissen müssten, aber nicht wissen können, zeigt auf eine deprimierend konkrete Weise eine Passage im IX. Buch des *Parzival*. Der Einsiedler Trevrizent erzählt seinem Neffen Parzival von einer Rittertour in der (heute slovenischen) Untersteiermark. Die Tour beginnt in Cilli (Pz. 498,21 ff.):